Breslauer Beobachter.

№ 45. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1845.

Donnerstag, den 20. März. Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfe.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Das Seeräuberschiff.

(Fortsetzung.)

„Ach," erwiederte der Irländer, indem er eine Thräne zerdrückte, die über das bräunliche Gesicht rollte, „Ihr sprecht viel Wahres. Lange zögerten wir. Wir baten, wie Kinder bitten; aber der Nothschrei verhallte und zu groß sind die Ungerechtigkeiten, die sich um uns häufen. Das Maaß ist voll und es muß sich bald entscheiden. Alle Einkünfte zieht Hochkirche und Adel aus dem Lande und unsre Arbeit hat keinen Lohn, unser Schweiß trägt kein Brod. Die Stimme unserer Parlamentsredner verhallt wie die des Rohrdrommels in der Wüste und" — in diesem Augenblick gab der Matrose, der auf dem höchsten Mastkorbe des Schiffes Wache hielt, ein Zeichen. Die Rede ward unterbrochen.

Der Kapitän eilte auf das Verdeck. Arthur trug ihm das Fernrohr nach. Man erkannte ein niederländisches Schiff. Diesen hatte man für immer Rache geschworen. Längst hatte das Kaperschiff keine Beute gemacht. Es bedurfte derselben und bald sollte sie ihm nach blutigem Kampfe werden.

Das Schiff kam von den ostindischen Inseln, war gut bemannt und bewaffnet. Wohl mochte es gleich im Anfang dem Korsaren nicht trauen, denn von dem Augenblicke an, wo es ihn erkannte, machte es seine Rüstungen, wich ihm nicht aus und ruderte kühn entgegen. „Sie wollen den Kampf annehmen," rief der Kapitän. Hallend tönte nun die Kommandopfeife; jede Abstufung ihres Tones war ein Befehl. Alle Segel wurden eingesetzt, die Ruderer strengten ihre Kräfte an, und gleich einem über den Spiegel des Meeres hinstreichenden Riesenvogel schwebte das Kaperschiff mit seinen weißen ausgespannten Segeln über die grüne Fläche des Meeres, welche bald vergossenes Blut röthen sollte. Kanonen und alle Feuergewehre wurden geladen, die Enterhaken in Bereitschaft gestellt; was auf dem Schiffe war, bewaffnete sich. Die Irländer traten gern und willig unter die Waffen. Der älteste derselben, ein tüchtiger Steuermann, stellte sich ans Ruder.

Näher kam das feindliche Schiff, eine zum Seekampf trefflich gebaute Galeere. Auf der Flagge konnte man schon den niederländischen Löwen, das Wappenkleinod der Niederlande erkennen, und die Inschrift Je mainliendrai (Ich will es festhalten) mit den Pfeilen erkennen.

So kam man bis zur Schußweite. Der Niederländer, der auf dem Vortheile sein Namensemblem, den Löwen führte, machte eine Wendung, gab eine Geschützlage und ruderte nun zum Enterangriff an. In diesem Augenblicke aber donnerte auch das Kaperschiff. Deutlich hörte man den Anschlag der Kugeln auf dem anderen Schiffe und von den Mastkörben herab flog gegenseitig das tödtliche Blei der Schützen. Noch einmal gab der Löwe volles Feuer, diesmal aber waren seine Feuerschlünde zu hoch gerichtet; sie schlugen nur in die Segelstangen und zerrissen die Segel. Mehrere Matrosen des Kaperschiffs stürzten wie geschossene Sturmvögel auf das Verdeck herab, und es ward schlüpfrig von Blut und Gehirn.

„Jetzt gilt es!" rief Nicols, der Kapitän. „Die Feinde sind an Zahl stärker als wir. Nur unser Muth kann entscheiden. Hier auf dem Meere winkt uns ein ehrlicher Soldatentod; den Gefangenen aber erwartet der Galgen. Drum drauf! Es gilt auf Leben und Tod. Sterben können wir, aber wir wollen uns nicht ergeben. Wir entern. Du, Arthur," rief er plötzlich dem Knaben zu, der sich furchtlos an seine Seite stellte, „ich wollte Dir ein schöneres Leben bereiten; das Schicksal will es nicht, und wahrlich, besser ist es, daß Du schuldlos stirbst als späterhin aus der Schule der Piraten schuldbewußt und schuldbelastet Galeere und Strang entgegen läufst. Geh mein Sohn, nimm die brennende Lunte, geh mit ihr zur Pulverkammer. Merkst Du, daß die Feinde auf unserm Schiffe sind, so haue auf; wir fliegen dann mit Mann und Maus in die Luft und stehn vor einem ewigen Richter, der das Herz sieht und nicht die That allein!"

Stürmisch drückte er den schönen Knaben an sein Herz, setzte ihn rasch nieder und gab noch einmal den Befehl zum Entern.

Die Enterbrücke fiel und mit gezückten Schwertern und Dolchen stürzten, während die Enterhaken beide Schiffe an einander ketteten, der Pirat und seine Mannschaften auf den Löwen.

Bald war man handgemein.

Der Mordkampf wüthete von beiden Seiten. Muth flammte in den Augen der Piraten, aber dem flammenden Muthe gegenüber stand die feste Ruhe der Niederländer. Sie fochten mit Athletenkraft und von ihren Masten herab wußten die Scharfschützen trefflich die Piraten zu treffen.

Im dichtesten Schwarm focht der Kapitän. Ihm zur Seite führte einer der aufgenommenen Irländer mit eben so viel Ruhe als Gewandtheit den breiten Stoßdegen, den er eben ergriffen und einer der Seeräuber, der bereits schon einmal verurtheilt unter einem niederländischen Galgen gestanden hatte, focht mit Verzweiflung und suchte den Tod durch die Klinge oder Kugel der Feinde, um nicht noch einem furchtbarern entgegen zu gehn.

Immer noch schwankte der Sieg.

Da treffen sich im Gewühle des Gefechtes der Kapitän des Piratenschiffes und der Kapitän der feindlichen Galeere.

Schon hat Nicols diesen durch eine Parade getäuscht und den Augenblick benutzt, wo dieser die Finte pariren wollte. Er schlug à tempo und seine Klinge zischte im Arme des Verwundeten.

Der heiße Blutstrom spritzte aus der zerrissenen Ader. Schon hob der Pirat abermals den gekrümmten Säbel; wie ein Blitz flammte er über dem Haupte des Gegners und drohte diesem die Todeswunde.

Da drängte sich in diesem Augenblicke ein schöner blutjunger Offizier in der Uniform eines niederländisch-indischen Regiments in das Gefecht.

Er parirte den Hieb des Piraten und mit der Schnelle des Blitzes zischte nun seine Klinge von der Schulter desselben längs des Armes herab und ihrer Bahn folgte der Blutstrom des Verwundeten.

In diesem Augenblick strauchelt Nicols und sinkt. — —

Noch einmal hebt der junge Offizier seinen Degen, um den Fallenden vollends niederzustoßen, da legirt ihm der Irländer, der an des Kapitäns Seite focht, den Degen aus der Hand, und dieser windet sich los, reißt eine Lunte aus der Hand eines Kanoniers, stürzt zur Pulverkammer, der Irländer holt ihn ein und reißt ihn abermals zu Boden — — sein Fall entmuthigt seine Mannschaft. Die Seeräuber gewinnen die Oberhand. Sie schlachten unter ihren Feinden und diese rufen nun nach dem tapfersten Widerstand: „Wir ergeben uns!" — — Nicols, der Piratenchef, wollte es nicht aufs Aeußerste kommen lassen. Er überwand seinen Schmerz und befahl seinen Leuten, die Niederländer zu entwaffnen.

Bald ist es vollbracht, denn von diesen ist die Kraft gewichen.

Jetzt ist es des Piratenhäuptlings erstes Wort, seinen Arthur zu rufen. Schnell eilte dieser vorüber, stieg wie ein Eichhörnchen auf den Mast des eroberten Schiffes, nach kurzer Zeit kam er zurück und legte die Flagge desselben zu des Kapitäns Füßen. Der kleine Liebesgott glich jetzt einem zürnenden Engel. Es glühten seine Wangen, in Muth flammte das schöne seelenvolle Auge, und das Herz schlug in raschern Pulsen.

„Immer," sprach er, „hatte ich mein Augenmerk auf Euch. Ich betete ein Sprüchlein, das mich einst meine Wärterin lehrte, und weg war nun alle Todesfurcht. Ach, wie gern hätte ich mich in das Gefecht geworfen, um Dir beizustehen. Aber Du hattest befohlen, ich war Soldat und mußte folgen. War der Feind Sieger, flog das Schiff in die Luft. Erst jetzt, da das Schiff erobert, brachte ich Dir das Siegeszeichen."

„Göttlicher Junge!" rief der Kapitän, „Du bist für größere Thaten bestimmt. „Mögest Du immer diesen Muth bewahren, er ist der des guten Gewissens." — —

Noch sprach er, da knallte ein Schuß von dem Mastkorb des Löwen herab und verwundete den Irländer, der bei dem Steuerruder stand.

„Verrath!" rief der Piratenchef, und in diesem Augenblick ergreift Arthur das Gewehr eines gefallenen Soldaten des feindlichen Schiffs.

Es ist noch geladen, aufgeschüttet und Pulver auf der Pfanne.

Der kühne Knabe legt an, zielt auf den Schützen. Ein Druck des Fingers und der feindliche Schütz, auf welchen er zielte, fällt mit zerschmettertem Gehirne auf das Verdeck.

Alle die sich ergeben hatten, sollten nun, so verlangten es die Seeräuber, über die Klinge springen. Doch der Piratenchef erkannte, daß der Schütz auf seinem Mastbaume von der Uebergabe nichts wissen konnte, daß er also nicht als Meuchelmörder sondern als Soldat sein Gewehr abgefeuert hatte. — — —

Er rief nochmals das Wort der Gnade und nun ergab sich Alles und das Schiff und seine reiche Beute war erobert. — —

Des Knaben Arthur Sorge galt dem verwundeten Pflegevater. Ein alter Matrose verband ihn. Der Knabe brachte ein Glas frisches Wasser und die liebevollste Fürsorge wie das innigste Mitleid sprach aus seinem schönen Auge.

„Ich bedarf jetzt keiner Hülfe mehr," sprach der Kapitän. „Seht nach den Gefangenen. Du, Arthur, bringe mir Rapport."

Der Knabe that wie ihm befohlen.

Da lag der verwundete feindliche Kapitän ohne Hülfe bleich und blutig am Boden. Vor ihm kniete der junge Offizier, auch er war verwundet, aber er achtete den Schmerz der Wunde nicht und seine hülfreiche Hand erhob den tapfern feindlichen Führer.

„Kommt!" rief Arthur den Verwundeten zu, „kommt in die Kajüte. Gegen den gefangenen Feind haben wir keine Waffen. Dort sollt ihr Euch erquicken, dort alle Hülfe finden!"

Sie folgten, denn ihre Wunden erlaubten ihnen zu gehn. In der Kajüte trafen sie den Kapitän und die zum Glück nur leicht verwundeten Irländer.

„Seid mir gegrüßt," sprach Nicols. „Ihr habt tapfer gefochten und Muth ehrt den Feind. Labt Euch; nach dem Gefechte mundet der Becher edlen Weins."

Indem Arthur den Becher kredenzte, richteten sich die Augen Nicols auf den jungen Offizier. Mit schwankenden Tritten hatte dieser die Kajüte betreten. Jetzt erblaßt er plötzlich, zittert, seine Knie schlottern und ohnmächtig fällt er auf die Teppiche, die die Kajüte bekleiden. Nicols naht ihm, will ihn erheben; er lüftet die Uniform — und soll er seinen Augen trauen — der schönste weibliche Busen entquillt selbigem, weiß wie Lilien.

„Ha, was ist das?" ruft Nicols der Piratenkapitän. „Ein Weib die Heldin, die mich verwundete."

„Es ist," antwortete der verwundete feindliche Schiffskapitän, „meine Tochter Maria. Sie war meine Begleiterin auf allen Meeresfahrten. Sie folgte mir nach Batavia und das kühne Mädchen wählte, als wir nach Europa zurücksteuerten, die Uniform eines Offiziers unsrer Marine. Daß sie ihrer würdig war, hat sie bewiesen. Nach der Mutter Tod ist sie meine Freude, mein Stolz und mein Glück. In Feindschaft verließ ich meinen Bruder in Holland. Reich war ich in Indien geworden; mein Reichthum sollte mich mit ihm versöhnen. Jetzt bin ich arm, dem Sieger gehören meine Schätze. Hat er Erbarmen, läßt er mir den größten, mein gutes Kind, meine geliebte Tochter, meine Maria!" —

„Sie soll Dein sein und bleiben;" antwortete Nicols, der auch als der Fürst der Seeräuber die angeborene Großmuth nicht verläugnen konnte. „Sieh, sie erwacht aus ihrer Ohnmacht, sie erholt sich; wie schön ist sie!" — Und wirklich erholte sich Maria. Ihre jungfräulichen Wangen errötheten, züchtiglich blickte sie umher, ihr seelenvoller Blick dankte dem Kapitän, der ihr einen Mantel zuwarf, in welchen sie sich einhüllte.

Nicols sprach: „Ein rechter Seeräuberhauptmann muß auf Alles gefaßt sein. Jede Verkleidung muß ihm zu Diensten stehen, in jeder Maske muß man auftreten können. Durch Beute und Kauf bin ich Herr einer Gaderobe, wie sie Fürsten nicht schöner besitzen. Ich glaube, Maria, die nun wieder in zarter Weiblichkeit wallen soll, wird nicht ohne Mühe unter den Gewändern wählen können, die ich ihr anbiete. Lassen wir sie jetzt mit dem alten Matrosen, der, seitdem er Invalid geworden, Wundarzt und Garderobier ist allein, wir gehen indeß, wenn es Ihre Kräfte erlauben, aufs Verdeck."

„Ich folge," sprach der Niederländer, indem er sich nicht ohne Schmerz erhob, „und," sagte der Pirat, indem er seine Hand in die des Gefangenen legte, „heilig soll mir Mariens Ehre und Unschuld sein, und sie in mir den Freund erkennen lernen."

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Madame Zampa.

Unter diesem Namen sei es uns vergönnt, unsern Lesern ein Bildchen weiblicher Bosheit vorzuführen, wie es nicht aller Orten zu haben ist. Madame Zampa ist die Gattin eines Mannes, der in seinem Amte pünktlich, und sonst ein seelenguter Mensch, der aber leider noch nicht zu der Charakterfestigkeit gelangt ist, seinem bösen Weibchen den Daumen auf's Auge zu setzen. Das ist nun freilich schlimm für ihn, aber auch schlimm für die Nachbarn, die Madame Zampa auf die ausgesuchteste Weise ärgert und kränkt, ohne daß es ihnen möglich ist, ihrer Bosheit Einhalt zu thun, da er selbst gesteht, sie nicht bändigen zu können. Hat Madame Zampa auf Jemanden ihren Basiliskenhaß geworfen, so ist der Arme aufrichtig zu beklagen, denn sie sucht dann jedes Mittel auf, ihm an Gemüth und Eigenthum Böses anzuthun. So ist z. B. ihr jetziger Hauswirth der Gegenstand ihrer Bosheit, und ein Paar Beispiele werden hinlänglich den liebenswürdigen Charakter der benannten Dame entschleiern. Als bei dem heurigen starken Schneefall der Hauswirth den Schnee vom Dache räumen lassen wollte, um der polizeilichen Vorschrift nachzukommen, und sein Dach vor Schaden zu bewahren, bat derselbe Madame Zampa, den Schnee auf die einzig mögliche Weise, durch die Luke ihrer Dachkammer räumen zu lassen, wofür er ihr für jeden etwanigen Schaden an ihren darin befindlichen Sachen gut stehen wollte; Madame Zampa aber verweigerte ihm dies unter Ausdrücken, wie sie wahrlich den Mund keiner Dame zieren, und als der Wirth ihr vorstellte, daß ja sein Dach unter der Schneemasse bedeutend leide, meinte sie lachend: das wäre eben ihr Wunsch!! — Läßt Madame Zampa waschen, so muß die Waschfrau, da der Wächter von Madame den Hausschlüssel nicht bekommt, schon um 1 Uhr Nachts alle Bewohner des Hauses aus dem Schlafe läuten, und sie läßt wohl auch schon um 2 Uhr durch ihre Leute im Hausflur die Kleider mit solchem Geräusch ausklopfen, daß Niemand mehr ein Auge zuthun kann. Allerdings hat der Wirth der lieben Frau die Wohnung gekündigt, aber was hilft das? Sind doch noch 14 Tage bis zum Auszuge, und Wirth wie Nachbarn müssen noch 14 lange Tage beten: Herr, erlöse uns von dem Uebel!

— d.

Osterfest und Ostereier.

Fast durch ganz Deutschland, so wie auch in mehrern andern Ländern ist es gebräuchlich, sich zu Ostern mit gefärbten und gemalten Eiern, oder auch mit anderen werthvollen Gegenständen zu beschenken. Auf Straßen und Anger rotten sich die Kinder zusammen und treiben mit den gefärbten Eiern Spiele, indem sie die gleichartigen Theile derselben — Spitze auf Spitze u. s. w. — auf einander schlagen, und derjenige, dessen Ei diese Operation unversehrt ausgehalten hat, das zerbrochene des Andern gewinnt; oder, indem sie die Eier von einem Hügel herablaufen lassen, und derjenige gewinnt, dessen Ei ein unten liegendes trifft. Jung und Alt nimmt hieran mehr oder weniger Antheil oder ergötzt sich am Ballspiel. So ist es wenigstens in meiner Heimath, in Niederschlesien und der benachbarten Lausitz, wie ich aus Erzählungen von Lausitzern weiß.

Mehrfach gehörte Fragen über den Ursprung des Osterfestes und seiner Gebräuche bestimmen mich, den Lesern dieser Blätter das hiervon Bekannte kürzlich mitzutheilen, indem ich zugleich an Diejenigen, die nähere und bessere Kunde besitzen, die freundliche Bitte richte, ihre etwaigen Berichtigungen und Zusätze diesen Blättern zur Veröffentlichung zu übergeben, was die verehrte Redaktion gewiß gestatten wird*).

In mehrern Provinzen, welche vormals zu Deutschland gehörten, fing man das Jahr zu Ostern an, so in Brabant und Flandern, und die Gelderer, Friesen, Gröninger und Andre bestanden, als man nach der Gregorianischen Verbesserung des neuen Kalenders den neuen Styl habe einführen wollen, hartnäckig auf Beibehaltung des alten. Rechnete man also in einigen Gegenden das Jahr von Ostern an, so darf es uns nicht wundern, wenn man sich gegenseitig zu Ostern Geschenke machte; denn diesen Gebrauch, beim Beginn des neuen Jahres sich zu beschenken, finden wir bei vielen Nationen von den ältesten Zeiten her.

Das Osterfest war ferner der Christen ältestes und höchstes Triumph- und Freudenfest, an welchem sie sich des Sieges Jesu über Tod und Grab, der Erlösung aus geistiger Sklaverei, so wie der Unsterblichkeit freuten. Diese Freude suchte man durch mancherlei oft sehr sonderbare Gebräuche auszudrücken. Wir erinnern hier nur an die Osterfeuer, das Anzünden geweihter Kerzen, das Schmücken der Altäre, das sogenannte Ostergelächter in den Kirchen, Possenspiele, welche der versammelten Gemeinde, und zwar zur Ehre des Auferstandenen gegeben wurden; ja es gab Bischöfe, welche mit ihrem untergebenen Klerus zum Zeichen der Osterfreude tanzten und den Ball schlugen. Man darf auch nicht vergessen, zu sagen, daß am zweiten Osterfeiertage die Weiber ihre Männer schlugen, und daß am dritten die Männer das Vergeltungsrecht übten, was, wie man glaubt, eine Erinnerung an die Pflicht der Ehegatten, einander zu bessern, gewesen sein soll. Wir haben davon jetzt noch das „Schmeck Ostern!", welches manches liebenswürdige Fräulein mit zarter Hand ihrem Geliebten applicirt. Soll das vielleicht an die Geißelung Christi erinnern?

Da nun zur Osterzeit Alles theils an Triumph und christliche Freiheit und Gleichheit erinnerte, theils Freude athmete, so konnten, besonders der deutschen Natur gemäß, die gemeinschaftlichen Freudenmahlzeiten nicht fehlen. Man gab dergleichen heilige Schmäuse mit Bewilligung des Bischofs schon zu Zeiten Athanasius (von 296—373) in den Kirchen, und der Abt Walafried Strabo (807 bis 849) berichtet, an einigen Orten sei die Gewohnheit, daß man am Osterfest ein Lamm darbringe, welches man auf den Altar oder an die Seite desselben setzte, und wovon man hernach esse. Bei dieser Gelegenheit gedachte man auch der Armen und Hilfsbedürftigen; auch war es natürlich, daß mancher Herr seinen Knecht zum Zeichen der erlangten geistigen Freiheit beschenkte, und daß Eltern ihren Kindern, Freunde ihren Freunden, Reichere den Armen durch Geschenke eine Freude zu machen suchten. So ist aus der Geschichte bekannt, daß es in Frankreich bis in das verflossene Jahrhundert Sitte war, zu Ostern auf

*) Sehr gern sieht gef. Einsendungen entgegen. Die Redaktion.

Fürbitten des Erzbischofs von Paris einen Gefangenen loszulassen; daß der Erzbischof Tarasius zu Konstantinopel am Ostertage nach geendigter Kommunion den Armen an einem gewissen Orte der Hauptkirche eine Mahlzeit gab, sie dabei in seinem priesterlichen Schmucke bediente und ihnen Wein einschänkte.

Das Osterfest war endlich das eigentliche Tauffest in der alten christlichen Welt. Zu Ostern, später auch zu Pfingsten, wurden die Katechumenen durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen; außer im Nothfalle durfte dies zu keiner andren Zeit geschehen. Bekanntlich legten sie am grünen Donnerstag eine Probe ihres christlichen Wissens und ihr Glaubensbekenntniß ab, wurden vorläufig gewaschen, am Osterfeste getauft und gingen dann in weißen Kleidern bis Dominica Quasimodogeniti, wo sie dieselben ablegten. Der Tauftag war nun ihr geistiger Geburtstag. Hiebei wurden verschiedene Pathengeschenke gemacht, und erlaubte man sich auch in späteren Zeiten, zu jeder Zeit zu taufen, so blieb doch Ostern die eigentliche Zeit der Konfirmation, und man konnte auch zu Ostern einen Menschen, der im verflossenen Jahre getauft war, in Hinsicht auf seine geistige Geburt etwas schenken. Hieraus läßt sich auch der Ursprung der Gewohnheit erklären, ein Kind, welches zum ersten Male zu seinen Pathen gebracht wird, mit Eiern zu beschenken. Diese Eier hießen **Wascheier**, wahrscheinlich in Beziehung auf die geistliche Abwaschung in der Taufe, wie auch das Geldstück, welches der Taufzeuge dem Kinde bei der Taufe giebt, der **Waschpfennig** heißt.

Warum gab und giebt man aber bei den Ostergeschenken **Eier**?

1) Bis zur Entdeckung von Amerika gab es in Deutschland wenig gemünztes Geld, weshalb der Handel sich meist auf Tauschhandel beschränkte, und etwaige Schenkungen in Naturprodukten bestanden, wie sie Ackerbau und Viehzucht hergaben. Die Geistlichkeit stellte daher ihre Bitten oder ihr Beten, aus welchen in der Folge Gerechtsame wurden, zur schicklichsten Zeit an; sie erbat sich um Michael von jedem Hofe einige Bunde Flachs, um Walpurgis Butter, Wolle, Wachs, und im Ostermonate oder April, wo die Hühner gut legen, Eier. So entstand die Schenkung, welche man das **Osterei** oder **Rennei** nennt.

Die Oblationen oder Schenkungen, die man Gott oder der Kirche machte, wurden nach kanonischen Grundsätzen in 4 Theile getheilt; den einen bekam der Bischof, den andern der Ortspfarrer, den dritten die Armen und der vierte gehörte zur Erhaltung der Kirchengebäude und zur Erhaltung dessen, was zum Gottesdienste gehörte. Von diesem letzten Umstande schreibt sich ohne Zweifel das **Oblatenei**, welches nach alten Kirchenrechnungen von dem verschieden ist, was der Pfarrer bekommt. Was sollten nun aber die Geistlichen, deren Diöcesen oder Parochieen sehr groß waren, mit all' den Eiern machen? Die Eier gehören zu den Waaren, die sich nicht lange halten, und die Kunst, sie aufzubewahren, verstand man damals wohl schwerlich so gut, wie jetzt; verzehren konnte man sie doch nicht auf ein Mal; Handel treiben durfte der Geistliche nicht, und hätte er es auch thun dürfen, wer nahm sie ihm ab, da der freie Mann selbst Oekonomie trieb und grade zu Ostern, wegen der vorhergehenden Fasten, mit Eiern reichlich versehen war? Es blieb also nichts übrig, als Geschenke damit zu machen, oft vielleicht in der Absicht, etwas Anderes dafür zu bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück, wenig bekannt zu sein.

Wenn Alles eitel unter der Sonne ist, wie der weise Salomo sagt, so ist gewiß das eitelste der Ruhm, die Auszeichnung vor der Welt, die äußere Ehre, wie es die Leute nennen. Man scheut keine Mühe, keine Aufopferung, um sie zu erlangen, man achtet selbst schlaflose Nächte nicht, welche die Gesundheit untergraben, und doch ist das was man erstrebt, bei Lichte betrachtet, nur eine geschminkte Eitelkeit. Der von Ruhmsucht rastlos getriebene und gestachelte Eigendünkel artet am Ende in einen Ehrgeiz aus, den nichts befriedigt, der niemals satt wird, der nur in dem Maaße mehr begehrt, je mehr er bereits erlangt hat. Wie viel ruhiger und unbefangener lebt Derjenige, der von keinem ehrgeizigen Streben und Treiben weiß, der mit der bescheidenen Sphäre, die ihm die eigene Wahl, das Geschick oder der Zufall angewiesen hat, zufrieden ist und sie nicht zu überschreiten verlangt. Er ist freilich weniger bekannt als der Hochstehende, aber — bene vixit, qui bene latuit — sein Glück ruht in seiner Verborgenheit.

Schon von der gewöhnlichsten Seite betrachtet, bringt es mindestens einen Vortheil, wenig bekannt zu sein. Die Leute gehen ohne zu grüßen an uns vorüber, wir dürfen sie nicht wieder grüßen und ersparen außer dem lästigen häufigen Hutabnehmen eine Menge schön klingender Redensarten zu sagen und zu hören, bei welchen man nichts denkt; eine Menge von Fragen und Antworten, die weder kalt noch warm machen; eine Menge Entschuldigungen, Verbeugungen, Complimente u. s. w., eine Menge gehorsamster und unterthänigster Diener, Erklärungen, Auseinandersetzungen, Floskeln — Lügen, eine Masse von erzwungener falscher Freundlichkeit, Freundschaftsversicherungen u. s. w. u. s. w.

Gehen wir aber auf specielle Fälle ein, betrachten wir einmal einen wenig bekannten Kranken. Er kann in aller Stille und Ruhe seiner Heilung pflegen; ihn beunruhigt nicht der Schwarm sogenannter Freunde und Bekannten, die ihr Bei- und Mitleid zu bezeugen glauben, indem sie allerlei vorbringen, was den Geist abmattet, welcher doch an der Heilung des Körpers auch mitarbeiten muß; indem sie den Kranken nöthigen, ihnen zu antworten, während ihm ohnehin das Reden schon zur Last fällt. Bei dem wenig Bekannten läßt allenfalls der Hauswirth nachfragen, wie es gehe, ob er sich heute besser befinde und was der Doktor zu der Krankheit sage. Betritt aber Jemand das Zimmer des Leidens, so trägt er sicher Mitleid in seinem Herzen, spricht wenig, sieht voll Theilnahme den Kranken an, drückt ihm leise die Hand und wünscht ihm, leise abgehend, baldige Besserung. Solche Besuche, aber auch nur solche erquicken den Kranken und sind ein Werk christlicher Liebe und Barmherzigkeit. Der Reiche, Vornehme, Hochgestellte, mithin Vielbekannte mag sich in Krankheitsfällen einer solchen Theilnahme selten erfreuen, weil er bei dem vorwaltenden Eigennutze der Menschen kaum auf Wahrheit der Gesinnungen, auf wirkliche Herzlichkeit rechnen darf. Ist er reich und es besucht ihn auf seinem Schmerzenslager ein Freund, ein naher Verwandter, so kann in ihm leicht der Gedanke aufsteigen: Dein Mitleid ist nur erheuchelt, vielleicht bist Du innerlich froher Erwartung, bald meine Erbschaft antreten, oder meinen Posten einnehmen zu können. Solche Ideen plagen den wenig Bekannten, der in der Regel auch wenig bemittelt ist, gar nicht. — Deshalb ist er sogar im Leiden glücklicher.

Auch bei unverschuldetem Unglück und Armuth findet der wenig Bekannte weit eher eine warme Theilnahme, ächtes Mitleid und einen rathgebenden, wohlthätigen, wieder aufhelfenden Freund als der Vielbekannte, der im Unglücksfalle nur sicher ist, in tausend Leute Mäuler zu gerathen, welche es nicht an eben so viel langen und breiten Abhandlungen und Dichtungen über die Motive seines Unglücks fehlen lassen werden. Es finden sich alsdann viele schwarze Seelen, die sich seines Falles freuen, denn das Glück eines Nebenmenschen ist solchen ein Dorn im Auge, und jeder Neider ist ein Feind.

Und viele andere Verhältnisse giebt es noch, bei welchen man wahrnehmen könnte, daß der Wenigbekannte gegen den Vielbekannten im Vortheil steht, und welche den alten Ausspruch fortwährend bestätigen, daß es ein Glück ist, wenig bekannt zu sein.

Jost.

Rüge.

Am 12. März ereignete sich auf der Breslau-Freiburger Eisenbahn ein Vorfall, der wohl verdient vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen zu werden.

Von Freiburg auf der Station Ingramsdorf angekommen, vernahmen wir plötzlich einen beträchtlichen Lärm, wobei nicht etwa zarte Worte gebraucht wurden; bei näherem Hinzutreten ergab sich, daß ein großer bepelzter Mann den Lokomotivführer mit Schimpfreden regalirte, wie man sie wohl nur noch tief in Polen gegen rohe, ungehorsame Knechte gebrauchen hört, und es drängte sich uns unwillkührlich der Gedanke auf, ob denn die bisher bemerkte so lobenswerthe Ordnung auf der Breslau-Freiburger Eisenbahn nur durch solche rüde Behandlung der Beamten zu erzielen sei? — Ist dem, was wir bei der bekannten Humanität gegen die Beamten auf anderen Bahnen bezweifeln, wirklich so, dann wäre es wenigstens rathsam, dergleichen Auftritte vor dem reisenden Publikum, zu vermeiden, denn beim Gebrauch so harter Worte muß sich dem Reisenden der Glaube aufdrängen, nur ein großes Versehen könne solche dem fühlenden Menschen durchaus unwürdige Behandlung zur Folge haben, und es ist dann die Besorgniß, der Lokomotivführer verstehe vielleicht seinen Dienst nicht, und könne den von ihm geführten Zug und die in dem Wagen befindlichen Passagiere durch irgend eine Unachtsamkeit in Gefahr bringen, wohl nicht unbegründet.

Breslau, im März 1845.

Mehrere Reisende.

Lokales.

Streifzüge.

Wiedermann's Restauration fährt fort der Sammelpunkt der bessern Gesellschaft zu sein und namentlich ist um die Mittagszeit, besonders aber des Abends die Frequenz sehr groß. Hier hat man auch Gelegenheit ein ausgezeichnetes Billardspiel zu beobachten; oft dauert eine Parthie nicht länger als 3 — 4 Minuten. — Sehr zahlreich besucht ist auch der neue Bierkeller (Schweidnitzerstr.), der sowohl seiner lichten, freundlichen Räume, als auch des beliebten Stonsdorfer Lagerbiers und der prompten Bedienung wegen — Emma und Pauline — immer frische Schaaren Gäste anlockt. — Das Laskowitzer Lagerbier, welches eine Zeitlang eben nicht empfehlenswerth war, scheint seinen alten Ruf wieder erobern zu wollen, denn es tritt gegenwärtig wieder kräftig, schäumend und klar in die Schranken und wird auf diese Weise das etwa verlorne Terrain bald wieder einnehmen, was wir, ein alter und eifriger Verehrer dieses edlen Gebräu's, von Herzen wünschen. Herr Ronning (Schweidnitzerstr. Nr. 33), bei welchem das Laskowitzer Bier stets rein und lauter, wie an der Quelle selbst floß, hat daher auch jetzt wieder viel Zuspruch, den er auch in jeder Beziehung verdient, denn nicht leicht dürfte es einen Wirth geben, der es sich mehr angelegen sein ließe, das Beste seiner Gäste wahrzunehmen, als er. Küche — diese, so weit es die geringe Localität gestattet — und Keller sind in trefflichem Stande und die Bedienung, obgleich gegenwärtig nur eine männliche, prompt, weil

Herrn Ronning's Blicke überall hinschweifen und ein kaum ausgesprochener Wunsch schon hinreicht, denselben augenblicklich realisirt zu sehen. — Herr Sabisch, der humoristische Adlerwirth — Reuschestraße Nr. 60 — fungirt seit Kurzem wieder selbst und dies kann seiner Restauration nur Vortheil bringen. Dieses Local, freundlich restaurirt und mit einem guten Billard versehen, von manchem frühern gesellschaftlichen Schmutz gesäubert und in Küche und Keller den heutigen Anforderungen entsprechend, darf jetzt wieder mit Recht empfohlen werden. Ein treffliches Getränk ist das Masselwitzer Bier, welches hier in vorzüglicher Güte von einer etwas compakten Hebe kredenzt wird. — r.

Wer Breslau seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen hat, erstaunt über die von Tage zu Tage sich mehrende Verschönerung der öffentlichen Vergnügungslokale, von denen früher die meisten kaum den bescheidensten Ansprüchen genügten, während gegenwärtig jede Volksklasse sich in anständigen, ja höchst eleganten Umgebungen vergnügen kann. Wie glänzend sind die Restaurationen der Bahnhöfe ausgeführt, wie geschmackvoll die Schweizerei und der Käsersche Glas-Pavillon, mit welcher Eleganz sind Lokale wie bei Menzel, Casperke ꝛc. ausgestattet, mit welchem Glanze ist der mächtige Saal im „russischen Kaiser" im vorigen Jahre restaurirt worden, anderer größern und kleinern Etablissements nicht zu gedenken. Gegenwärtig tritt in dieser Hinsicht der Saal zu „Neuholland," dem Herrn Caffetier Bubeck gehörig, mit in die erste Klasse solcher Lokale. — Herr Bubeck ist ein Mann, der seit einer Reihe von Jahren es sich angelegen sein läßt, durch prompte, billige und reinliche Bedienung alle seine Gäste zufrieden zu stellen, und auch hinsichtlich der äußeren Ausstattung seines Lokals dem verschönernden Zeitgeiste zu huldigen, und jetzt steht die Eröffnung seines durch und durch neu dekorirten und restaurirten Tanzsaales bevor, den wir in seiner neuen Gestalt den ersten derartigen Lokalen anreihen können. Die saubere Dielung wird den Füßen der Tanzlustigen eben so zusagen, wie die höchst geschmackvolle Malerei jedem Kenner. Herr Hof-Zimmermaler Stiller hat in der kurzen Zeit von 14 Tagen dabei sein anerkanntes, schönes Talent auf's Neue bewährt, und sowohl die saubern Landschaften, wie die Ausführung der Decke, sind höchst lobenswerth, während die übrige Dekorirung dahinter ebenfalls nicht zurückbleibt. Sonntag den 23. (d. ersten Feiertag) wird der neue Saal mit einem großen Concert eröffnet. Mögen daher diese Zeilen ihren Zweck erfüllen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf dies neue, sehenswerthe Lokal zu richten, und dadurch Herrn Bubeck einigen Ersatz für seine rastlose Mühe zu gewähren, mit der er der Zeitforderung entgegenkommt.

G. R.

Chronik.

Ein berühmter Banquier in L., welcher große Teiche besitzt, las kürzlich in einem Berliner Blatte, daß Jemand das Mittel entdeckt habe, durch Einstreuung eines bloßen Pulvers in jedem Teiche Forellen zu erzeugen. Das Pulver selbst koste nur 2 Louisd'or und sei der Erfinder bereit, diese Summe sofort zurück zu erstatten, sofern das Mittel nicht von einem erwünschten Erfolge begleitet sei. Der berühmte Banquier, dem nach den Forellen bereits der Mund wässerig wurde, hat nichts Eiligeres zu thun, als einen dänischen Doppel-Louisd'or einzupacken und sich das Pulver auszubitten. Nach einigen Tagen kam der Däne jedoch zurück mit folgendem Begleitschreiben: „Es thut mir leid, Ew. Wohlgeboren das versprochene Mittel nicht senden zu können. Die ganze Anzeige betraf überhaupt nur eine Wette; ich hatte nämlich mit einem Freunde gewettet, man könne das unsinnigste Zeug drucken lassen, es fänden sich allezeit Esel, die es glauben. Ew. Wohlgeboren sind bereits der Siebenundzwanzigste. Hochachtungsvoll ꝛc.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.